

Carl Ludwig Schleich

**Ein Grenzgänger der Medizin
Der Arzt und Künstler
(13. Juli 1859 Stettin bis
7. März 1922 Bad Saarow)**

Von Carl Ludwig Schleich ist in der Medizingeschichte verhältnismäßig wenig die Rede. In Eckarts „Geschichte der Medizin“ ist er nur kurz als Initiator der Kokain-Infiltrationsanästhesie erwähnt, und das aus dem Französischen übersetzte Standardwerk von Sournias „Illustrierte Geschichte der Medizin“ nennt ihn gar nicht. Das ist verwunderlich, da ihm als Entdecker der Lokalanästhesie doch jeder, besonders beim Zahnarzt oder einfachen Operationen, für die Möglichkeit der örtlichen Betäubung dankbar sein muss.

Viele von den Älteren kennen noch seine – bedauerlicherweise seit 1985 nicht mehr aufgelegten – Lebenserinnerungen „Besonnte Vergangenheit“ und vielleicht auch sein Bekennnisbuch „Es läuten die Glocken“.

Carl Ludwig Schleich wurde 1859 als Sohn eines bekannten Augenarztes in Stettin geboren. In seinen Erinnerungen schreibt er ein Hohelied auf die Insel Wollin, besonders auf den kleinen Ort Kalkofen (heute Wapnica), wo die Großeltern wohnten. An der Klippe am Haff wollte er einst begraben sein...

Durch die Landaufenthalte wurden ihm viele Dinge von gesundheitspflegerischem Wert selbstverständlich. Dies kam ihm später in seinen populärwissenschaftlichen Abhandlungen zugute, die teils neue wissenschaftliche Erkenntnisse, teils hygienisch-praktische Überlieferungen enthielten.

Er war vielseitig begabt: Schreiben, Musizieren, Malen. Das hielt ihn lange ab, sich mit dem nötigen Fleiß und Eifer ausschließlich der Medizin zu widmen.

Nach der Reifeprüfung in Stralsund setzte er durch, zum Studium nach Zürich zu gehen, und verbummelte dort zwei volle Jahre, bis der Vater dem persönlich ein Ende setzte und ihn nötigte, die Universität Greifswald zu beziehen.

Der Vater lernte mit ihm gemeinsam für die Prüfungen und nahm ihm das Versprechen ab, die Medizin nie völlig aufzugeben.

Nach dem Physikum wurde Schleich ab 1882 in Berlin Koassistent nacheinander bei den Chirurgen Bernhard v. Langenbeck (1810 bis 1887) und Ernst von Bergmann (1836 bis 1907), schließlich bei dem Pathologen Rudolf Virchow (1821 bis 1902). 1886 legte er das Erste Staatsexamen an der Charité ab. Unter anderem wurde er von Dubois-Reymond geprüft, dessen Leitsatz „Ignoramus et ignorabimus“ er nicht akzeptieren mochte.

Anschließend promovierte er in Greifswald „Über Knochenaneurysma“ und blieb dort bis 1889 als Assistent des Chirurgen Helferich. Um einen erkrankten Assistenten Virchows zu vertreten, kehrte er nach Berlin zurück, musste sich jedoch bald beruflich selbständig machen. Er heiratete seine Stettiner Jugendfreundin Hedwig Oelschläger. In seiner Autobiographie „Besonnte Vergangenheit“ erzählt er von seinen vielen Freunden: von Strindberg und Dehmel in der Berliner Weinstube „Zum schwarzen Ferkel“ bis hin zu Gottfried Keller in Zürich.

Mit dem zehn Jahre älteren August Strindberg (1849 bis 1912) verband ihn eine tiefe Freundschaft. Strindberg, der exzentrische, aufbrausende, aber wahrheitsliebende Dichter, daneben Schleich, der in sich Ruhende, immer Heitere, der lebhaften Anteil nahm an diesem schwedischen „Alchemisten“, dem nichts bei der Wahrheitssuche zu entlegen, zu abstrus war, um nicht genauestens geprüft zu werden. Möglicherweise war Schleich der einzige, der Strindberg auf diesem Gebiet verstand.

Später wurde er selbst so etwas wie ein „Alchemist“ und machte auf unkonventionelle Art eine Reihe von Entdeckungen, wie Anilinfarben oder Marmorseife.

Und eines Tages gelang ihm die Entdeckung seines Lebens: Er hörte zu, wie der Medizinstudent und Literat Stanislaw Przybyszewski (1868 bis 1927) auf dem Klavier Chopin spielte



Grabstein auf dem Friedhof Stahnsdorf bei Berlin

und dabei kräftig die Pedale betätigte. Wenig später betrachtete Schleich dessen histologische Zeichnungen der Ganglienstrukturen und der Neuroglia. Von jeher hielt er letztere nicht, wie Virchow, nur für ein Stützgewebe; plötzlich erkannte er sie als eine Art „Klaviersaitendämpfung der Nerven“. Unmittelbar darauf machte er an sich selbst die Erfahrung, dass die Schmerzempfindung durch den Druck einer leichten Kochsalzlösung mit etwas Kokain ausgeschaltet werden konnte!

Diese Infiltrationsanästhesie war eine grandiose Entdeckung, denn nun konnte man vieles operieren, ohne die gefährvolle Inhalationsnarkose mit Chloroform verwenden zu müssen.

Dass Carl Ludwig Schleichs so wenig gedacht wird, ist es immer noch die Folge von jenem entsetzlichen Einbruch, von der Empörung der Ärzte auf dem Chirurgenkongress im Jahr 1892? Hier stellte er seine Infiltrationsanästhesie vor und schloss mit den Worten: „Wer heute noch eine Chloroformnarkose macht, ohne zuvor die vom Vortragenden empfohlene Methode erprobt zu haben,

lädt vom wissenschaftlichen, moralischen und strafrechtlichen Gesichtspunkte aus schwere Verantwortung auf sich.“ Sicherlich war das psychologisch unklug; v. Bardeleben, der die Versammlung leitete, bezog sich auf diese Worte, als er fragte: „Wer ist von der Wahrheit dessen, was der Kollege hier als letztes vortrug, überzeugt?“ Keiner hob die Hand, und Schleich verließ die Veranstaltung. Nur sein Vater ging mit ihm.

Auf dem Chirurgenkongress von 1894 jedoch wurde Schleich von Ernst v. Bergmann ermöglicht, seine Methode praktisch zu demonstrieren, und er erhielt durch ihn Anerkennung. Auch der bedeutende Breslauer Chirurg Johannes von Mikulicz-Radecki wurde ein einflussreicher Befürworter.

Betrachten wir ein wenig Schleichs Buch „Schmerzlose Operationen“, das ab 1894 in mehreren Auflagen erschien. Bereits im Vorwort zur 1. Auflage kündigt er an, die Schattenseiten der Inhalationsnarkose „auf das grellste zu beleuchten“ in dem Moment, wo ein ungefährlicheres Verfahren zur Verfügung steht.

Sein Buch gliedert sich im wesentlichen in zwei große Abschnitte: I. Der Stand der Inhalationsanästhesie und II. Die örtliche Narkose und die Anästhesie durch Infiltration.

Im Beginn schildert Schleich die Gefahren der Narkose. Zwar hatte die Inhalationsnarkose, gemeinsam mit Antisepsis und Asepsis, einen bewunderten Aufschwung der Chirurgie ermöglicht, doch brachte sie ein „Heer von Übelständen und Unannehmlichkeiten“ mit sich. Eine Statistik nannte erschreckende Zahlen: Einer von 2.000 chloroformierten Patienten starb, und auch bei der Äthernarkose lagen die Zahlen noch bei 1:10.000.

Meist lag die Verantwortung für Operation und Narkose in den Kliniken nicht in einer Hand. „Wie, wenn alle Patienten wüssten, dass die Narkose oft unendlich viel gefährlicher ist, als selbst die größte Operation!“ Im zweiten Teil seines Werkes führt Schleich seine Gedanken, Beobachtungen und Erfahrungen zur Infiltrationsanästhesie aus, die mindestens 90% aller Narkosen überflüssig

machen würde. Es gehe darum, die sensiblen Nerven im betroffenen Terrain außer Funktion zu setzen. Die Inhalationsnarkose jedoch beträfe alle Teile des Körpers, was eine unerwünschte und unnötige Mehrleistung bedeute, die zu Unzuträglichkeiten führe.

Die Krankenhäuser waren in jener Zeit voll von schweren, verschleppten Fällen (Phlegmonen, Pyämien), die aus Angst der Patienten vor den Schmerzen oder der Narkose nicht rechtzeitig operiert worden waren. Jetzt würden Frühoperationen in den Arztpraxen möglich sein.

Doch gab es auch Einwände gegen das Verfahren: es sei nicht neu. Der Augenarzt Koller in Wien hatte bereits 1884 die anästhesierende Wirkung des Kokains entdeckt, was Schleich bekannt war. Halsted's Untersuchungen in Baltimore, der nur noch nicht die richtige Kokain-Dosierung fand, kannte er jedoch nicht. Schleichs Verfahren sei zu umständlich für große Operationen, sagten manche, und es führe zu einem größeren Nachschmerz. Doch führte er sogar Laparotomien in Lokalanästhesie aus! Den Nachschmerz verminderte er mit etwas beigefügtem Morphium.

Carl Ludwig Schleich hatte eine gefestigte Einstellung zu Leben und Tod, zum Arzttum überhaupt, wie zum Beispiel seine Schrift „Gnadentod“ zeigt. Was würde er heute über die heftigen Diskussionen zu klinischem Tod, Hirntod und biologischem Tod, zur aktiven Sterbehilfe, überhaupt zu den heutigen Grenzüberschreitungen der Medizin sagen? Aber lassen wir ihn selber sprechen: „Die Frage der rettungslosen Verlorenheit eines Lebens ist ein Teil der ärztlichen Prognose. Diese ist ein aus Wissenschaft und Erfahrung zusammengesetztes Wahrscheinlichkeitsurteil. Sie ist immer nur relativ...“. Und weiter: „Gerade im Interesse des Leidenden, der in seinem Arzt den Freund bis zu seinem letzten Atemzuge sehen soll, von dem ihm niemals eine Gefahr drohen kann, muss der Gedanke ... des nur scheinbar humanen Gnadentodes für immer fallen.“

Schleich war Arzt und Künstler, vor allem war er ein großer Menschenfreund. Auch seine gutgehende Praxis ließ ihm noch Zeit, sich viel in Gesellschaft zu begeben; daneben malte, musizierte und schrieb er. Doch in keiner seiner künstlerischen Disziplinen wurde er zum absoluten Meister; dazu fehlte ihm die Fähigkeit zur bewussten Begrenzung.

Er starb mit nur 62 Jahren in Bad Saarow, wo er wegen einer Herzkreislauf-Erkrankung zur Kur war. Sein Grab liegt, entgegen seinem ursprünglichen Wunsch, doch mit seinem Einverständnis, auf dem Südwestkirchhof Stahnsdorf bei Berlin, relativ nahe dem Eingang (Erlöser, Gbl. I, GSt. 47).

Seine Witwe gab den Nachlass, eine Handschriftensammlung (literarische und medizinische Werke), später an die Stadtbücherei in Stettin, wo sie den II. Weltkrieg überstand. Zusammen mit Wolfgang Goetz veröffentlichte Hedwig fünf Jahre nach dem Tode ihres Mannes das Buch „Carl Ludwig Schleich. Aus dem Nachlass“. Es enthält unter anderem Gedanken aus seinem Notizbuch, wo er 1900 sein Motto niederschrieb: „Schlichtheit, Ehrfurcht, Armut.“

Sein christliches Verständnis des Arztberufs führte ihn zu der Ansicht, dass der wahre Arzt priesterlich sein müsse; er solle dem Kranken nicht ausschließlich mit dem Verstand, sondern mit dem Herzen und vor allem ohne jeglichen Egoismus entgegenzutreten. Die rein naturwissenschaftliche Denkweise, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchsetzte, erschien ihm als ein Bruch mit der Natur; er hielt sich an Goethe und dessen Art und Weise der Naturbetrachtung.

Carl Ludwig Schleich war ein Grenzgänger, der die Grenzen der Medizin in die Kunst und die Religion hinüber zu überschreiten suchte. Wo kommt das besser zum Ausdruck als auf seinem Grabstein mit der Aufschrift: *Terminus vitae sed non amoris* – „Grenzstein des Lebens, doch nicht der Liebe.“

Literatur beim Verfasser

Maja Rehbein
Leopoldstraße 32, 12621 Berlin